



dtv
e**book**

BENNO HURT
DIE RICHTERIN

Roman

KAPITEL 1

WENN SIE IHRE HAND zwischen die hellgrauen Metalllamellen schiebt und ihr Zeigefinger sich hebt, sieht sie aus der Höhe des ersten Stocks auf den Nachbargarten hinunter, wo Robo auf die Minute genau erscheint. Ein Rasenquadrat, in Schuss gehalten von einem Roboter. Sie schaut ihm gerne zu. Das Zuverlässige, Berechenbare seiner immer gleichen Fahrt beruhigt sie. Von den grasüberwachsenen unsichtbaren Begrenzungsdrähten, die das Karree einfassen, scheinen Signale auszugehen, auf die er hört. Immer, wenn er unvermindert schnell und kerzengerade auf den Zaun zufährt, der den Garten umrahmt, hofft sie, er möge ausbrechen – jetzt, dieses eine Mal. Doch dicht davor hält er an, dreht ab, macht weiter. Das schmerzt sie dann immer ein wenig.

Irgendwann hat sie angefangen, ihn Robo zu nennen. Er arbeitet nun inmitten der Fläche, mäht den Rasen von verschiedenen Winkeln aus. Lautlos, weil sie gegen Mittag das Fenster geschlossen hält. Sonntag ist Robo-Tag, während der Woche ist sie beschäftigt.

Im Mai hatte sie ihm noch bei offenem Fenster zugesehen. Ein Geräusch, das sich anhörte wie ein menschliches Wehklagen, hatte sie erschreckt. Etwas Unvorhersehbares hatte

sich ihm in den Weg gestellt. Dafür war er nicht programmiert. Er war daran hängen geblieben. Auf dem Rücken liegend glich er einem riesigen Käfer. Seine Energie verpuffte nutzlos. Niemand außer ihr am Fenster hörte seine Hilferufe. Sie musste im Telefonbuch erst nach der Rufnummer ihrer Nachbarn blättern. Und dann, als der Nachbar, ein älterer Mann, der in der Innenstadt einen »Bio-Markt Grossherr« führt, sich mit »Ja, bitte?« gemeldet hatte, wurde ihr bewusst, dass sie mit ihm bisher nie gesprochen hatte, sie hatten nur Grüße getauscht. Kannte er überhaupt ihren Namen: Judith S.? Auf seine Stimme war sie nicht vorbereitet. »Robo liegt auf dem Rücken. Er kommt nicht mehr hoch!« Wie töricht sich das anhörte. Eine Pause entstand. War er zum Fenster gegangen, um nach Robo zu sehen? »Ja, danke«, sagte ihr Nachbar nach einer Weile, er legte gleich auf. Kurz darauf sah sie ihn in Anzug, weißem Hemd und Krawatte bekleidet über den Rasen gehen und sich bücken. Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, blickte er zum Fenster hoch, an dem sie nun wieder stand, dann strich er sich energisch mit flacher Hand eine Haarsträhne aus der Stirn. Beim Bücken war sie aus seiner glatten Frisur, die sie an ihren Vater erinnerte, gefallen. Er schien verärgert. Er hatte einen Auftrag erledigt, den sie ihm erteilt hatte, an einem Sonntag, mittags. Sie wich vom Fenster zurück, als könnte sie so noch nachträglich seinem Blick entgehen.

Gleich darauf war Ruhe eingekehrt und Robo war still in seinen Stellplatz zurückgefahren. Sie hatte ein schlechtes Gewissen gehabt, unvernünftigerweise, so als hätte sie sich nicht um dieses verunglückte Wesen aus Kunststoff gesorgt, sondern sich nur über den Lärm beschwert.

Es ist Sonntag und heiß. Man sollte nicht den Rasen mähen, wenn die Sonne auf ihn niederbrennt. Während sie das denkt, fährt Robo zur Ladestation, er stellt seine Arbeit für heute ein. Er hält sich jetzt unter der Überdachung auf, die sie von hier oben nicht einsehen kann. Sie wendet sich ab. Mit einem leisen Vibrieren fällt die Lamelle, die ihr Finger hochgehalten hat. Der dünne Metallstreifen hängt nun wieder, leicht gekippt, aufgefädelt an vertikal verlaufenden Schnüren, in gleichmäßigem Abstand zu der Lamelle über und unter ihm.

Sie mag dieses Licht, das durch das hohe, mit einer grauen Jalousie verblendete Fenster dringt. Sie wird wieder das Kostüm anziehen. Das schwarze. Schwarz macht es ihr einfach. Einfach das schwarze. Wo sie doch, wie immer sonntags, den Friedhof aufsuchen wird.

Sobald sie das Haus verlassen hat, auf die Straße getreten ist und gesehen werden kann, hat sie eine Ahnung von sich. Eine Frau von 46 Jahren, größer als mittelgroß, schlank. Ihr rotes Haar fällt auf. Lang und gelockt fällt es ihr bis über die Schulterblätter. Warum trägt eine Frau wie sie ihr Haar so ungebändigt? Dass man sich darüber Gedanken macht, nimmt sie nicht nur in Kauf. Dieses rote, offene Haar gibt Rätsel auf, wünscht sie sich. Sie denkt: Wenn jemand sie sieht, der sie kennt, denkt er als Erstes daran, dass sie unverheiratet ist. Dass sie kinderlos ist, denkt er, denkt sie sich. Als eine unverheiratete, kinderlose Juristin, die irgendwie nach einer abgetragenen Robe riecht, auch wenn sie jetzt gar keine trägt, nimmt dieser Jemand sie wahr. Zum Beispiel der Nachbar, wenn sie sich auf der Straße vor ihrem Haus begegnen.

Das Kostüm ist aus Cool Wool und deshalb, wie sie es scherzhaft nennt, hitzeverträglich. Natürlich ist auch Cool Wool nicht wirklich kühl. Doch das Kostüm ist ein Teil ihres sommerlichen sonntäglichen Friedhofsrituals. Sie will diesem Grabbesuch eine Form geben. Sie zieht sich eine weiße Bluse über. Das Weiß der Bluse passt zu ihrem schwarzen Kostüm und mildert den Kontrast zu ihrer hellen Haut. Obwohl sie weiße Haut nicht mag, muss sie sie vor der Sonne schützen. Über ihren Körper verteilen sich Sommersprossen und Muttermale. Es werden mehr werden im Lauf der Jahre. Noch verschonen sie ihr Dekolleté. Mit ihren 46 Jahren hat sie Angst vor Altersflecken. Im Spiegel betrachtet sie ihre Hände; sie halten die noch nicht zugeknöpfte Bluse aufgeschlagen wie ein Buch; sie sieht auf ihre makellosen Brüste.

In Schuhen mit einem halbhohen Absatz wird sie den gewohnten Weg zu den Gräbern gehen. Sie betritt den Friedhof jetzt immer durch den Seiteneinlass. Über dem Hauptportal ist ein Spruch in Stein gehauen, der sie bedrückt. Eine Zeit lang hatte sie diesen Weg gewählt und sich vorgenommen, nicht hochzusehen. Doch die fünf lateinischen Wörter, die von Tod und Auferstehung handeln, hatten sie magisch angezogen. Fast schon unter dem Friedhofstor stehend hatte sie doch hochgeblickt und die Inschrift gelesen. Es war ein albernes Spiel gewesen, das sie immer wieder verloren hatte.

Aber sie hat noch einen anderen Grund, den Haupteingang zu meiden. Im rückwärtigen Teil des Bauwerks, in dem sich die Aussegnungshalle befindet, die sie, in Erinnerung an Kindheitstage, noch immer Leichenschauhaus nennt, lebt eine Familie. Besucher, die durch den Seiteneingang den Friedhof betreten, könnten in einen Innenhof sehen, der sich

zur Straße hin an die Rückseite des Gebäudes anschließt, würde nicht eine Mauer vor fremden Blicken schützen. In diesem Innenhof finden zur warmen Jahreszeit sonntags oft Kaffeekränzchen, Kindergeburtstage, Treffen zu Fernsehübertragungen von Fußballspielen statt.

Sie verlangsamt immer ihren Schritt, sobald sie sich den Biebels nähert. »A. Biebel« hat sie von dem Namensschild an dem Metalltor abgelesen. Das Tor ist so hoch wie die Mauer, in der es, von schweren Scharnieren gehalten, hängt. In ihren Schuhen mit halbhohem Absatz kann sie, stellt sie sich auf Zehenspitzen, gerade noch darübersehen. Was sie macht, nachdem sie sich vergewissert hat, dass ihr niemand folgt. Das Metalltor besteht aus zwei Flügeln und wird provisorisch durch eine Kette zusammengehalten, es schließt nicht ganz. Durch die Lücke sieht sie, geht sie nur nahe genug heran, ins Hofinnere. In diese Öffnung passt das Objektiv ihrer Kamera, das dann starr auf ein Motiv gerichtet ist, das sie nicht auswählen kann, sondern das sich ergibt. So lichtet sie das Leben der Familie Biebel in zufälligen Ausschnitten ab.

Richtet sie ihren Blick geradeaus, so sieht sie einen Brunnen, neben dem, an einer Eisenstange hängend, sich grüne Plastikgießkannen reihen. An heißen Tagen sind sie schnell vergriffen. Dennoch lässt sie sich immer Zeit. Hinter der Mauer, sie nennt sie »Biebel-Mauer«, hört sie oft Stimmen. Manchmal steigt ein Luftballon auf, er wird an einer Schnur gehalten und fliegt nicht davon. Sie greift in ihre Handtasche, wo sie das kühle Metall ihres Fotoapparats spürt. An hellen Tagen hat sie, noch im Auto, die Blende auf 16 gestellt. Das Motiv wird scharf abgebildet, auch wenn sie es nicht fokussieren kann. Es ist eine Frage der Schärfentiefe, wovon